

**Zeitschrift:** Thurgauer Jahrbuch

**Band:** 15 (1939)

**Artikel:** Ist Hugo Meier schuldig?

**Autor:** Seeger, Walter

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-700339>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Ist Hugo Meier schuldig?

Erlebnis aus der Internierungszeit, erzählt von Walter Seeger

Von den umliegenden Hängen des bündnerischen Hochtales stieg der Winter herab. Frischer Schnee fiel in Massen und setzte seine Grenzen in die obern Tannen des Waldes, der den belebten Kurort Bergdorf umsäumte. Auf einsamem Wege stampfte ich bergan, dem Übergang in das benachbarte Hochtal zu. Mühselig war der Gang, denn mit jedem Schritt sank ich bis zu den Knien ein. Es gab aber kein Zögern, ich mußte vorwärts. Lieber hätte ich zwar noch einige Tage zugewartet, um mit den Skibern über den winterlichen Paß zu gleiten. Ein dringlicher militärischer Auftrag aber erlaubte keinen Aufschub meiner Abreise.

Am Vorabend hatte der Kommandant der Region für Kriegsgefangene und Internierte mir ein Bündel Akten auf das Bureau gelegt. In Rotschrift stand schräg über den gelben Umschlag: «Dringend!» Die Akten waren von einer Zentralstelle der Kriegsgefangeneninternierung durch Expreßboten hieher gekommen. Sie enthielten eine schwere Anklage gegen den Zivilinternierten Hugo Meier, Stammkontrolle Nr. 23045. Er war beschuldigt, die einzige Tochter achtbarer Eltern derart beeinflußt zu haben, daß sie sich entschlossen hatte, in den Freitod zu gehen, um ihm als Universalerben ihr namhaftes Vermögen zufließen zu lassen. Ein sofortiger Untersuch durch einen Beamten der Zentralstelle war ergebnislos geblieben. Meier hatte jede Aussage verweigert. Nun lagen die Akten da, begleitet von einer erschütternden Bitschrift des Vaters.

Eine Nachkontrolle der Personalien des Angeklagten zeigte eine bewegte Vorgeschichte. Meier war bei Kriegsausbruch in Frankreich verhaftet worden, da er von seinem Rechte, innert einer festgesetzten Frist das Land verlassen zu dürfen, keinen Gebrauch machte. Er sah sich in der Hoffnung jedoch getäuscht, daß ihn seine franzosenfreundliche Gesinnung und das bevorstehende Verlobnis mit einer Französin vor einer Verhaftung schützen werde. Er wurde zuerst nach Südfrankreich, dann nach Marokko abgeschoben, wo er mit den ersten deutschen Soldaten in einem scharf bewachten Massenlager Unterkunft bekam. Wie Tausende anderer Leidensgenossen ertrug auch er den Straßen- und Eisenbahnbau in der glühenden afrikanischen Sonne nicht. Unter den klimatischen Gegensätzen und infolge vieler Entbehrungen brach seine Gesundheit zusammen. Ein schweres Lungenleiden schien sein geduldig ertragenes Geschick beenden zu wollen. Welch ein Glück war es deshalb, daß in diesen schlimmen Tagen eine französische Untersuchungskommission ihn zum Austauschkontingent bestellte! Mit mehr als zweihundert kranken Kameraden — er war einer der wenigen Zivilgefangenen unter ihnen — wurden sie in einem Kriegshafen ausgeschifft. Nach langer Fahrt gelangten sie in das bündnerische

Hochtal, wo er der Wohltat einer langsam und sichern Genesung entgegensehen durfte. Er schätzte es, daß er die Gastfreundschaft der Schweiz genießen durfte. Er war auch dankbar dafür, daß er am eigenen Körper die Wohlfahrt der Interniertenfürsorge erleben konnte. Hugo Meier befolgte darum die Vorschriften der Ärzte genau. Stillschweigend und regungslos lag er schon vor Beginn und nach Schluß der verordneten Liegezeiten auf dem Balkon des Hotels «Neue Welt». In diesen ausgiebigen Liegekuren atmete seine kranke Lunge den Balsam der Höhenluft. Er war der einzige Zivilinternierte in der Anstalt, die noch mehr als hundert uniformierte Soldaten beherbergte. Er vermied möglichst jeden persönlichen Kontakt mit den andern Insassen. Denn in seinem Innern blieb Hugo Meier trotz dem scheinbaren Unrecht, das ihm mit seiner Gefangen nahme in Frankreich geschehen war, franzosen freundlich. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß sich in ihm mit fortschreitender Gesundung die Sehnsucht mehrte, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen. Die brieflichen Verbindungen mit seiner zukünftigen Braut häuften sich, und bald ging die Post wöchentlich und regelmäßig hin und her. Selbstredend konnte es nicht lange währen, bis dieser Briefwechsel mit einem «Mädchen in Feindesland» den Soldaten auffiel. Obwohl Hugo Meier den Sticheleien möglichst aus dem Wege ging, blieben ihm Reibereien und persönliche Anfeindungen nicht erspart. Anfangs versuchte er, das Verhältnis mit seiner Französin als Mittel zur Spracherlernung und -festigung darzustellen. Er hütete sich deshalb wohl, einen Brief liegen zu lassen. So wehe es ihm tat: er mußte jeden kurzfristig vernichten. Seine nachherige Ausflucht, die Adresse postlagernd anzugeben, wurde bald entdeckt. Mahnungen einiger Kameraden, die Beziehungen mit ihr abzubrechen, blieben unerhört. Hugo ahnte wohl kaum, daß ihm seine Absonderung verhängnisvoll werden konnte. In der ganzen Anstalt hatte er bald keinen einzigen wahren Freund mehr, dem er sein Herz ausschütten konnte. Wie gerne hätte er ihm gesagt, daß er durch die Heirat mit seiner Braut in Frankreich eine Lebensstellung finden würde, da er vor Kriegsausbruch dort eine gute Aufnahme genossen hatte. Er wagte es nicht, den andern zu sagen, daß er gewillt war, sein deutsches Vaterland auf ewig aufzugeben. Ja, er wagte es nicht einmal anzudeuten. Aber seine Mitinternierten ahnten es! Immer größer wurde die Kluft. Die gegenseitige Abneigung nährte den Haß. Da geschah in einer Nacht eine ruchlose Tat. Wie von unsichtbarer Hand ausgeschaltet, löschte im ganzen Hotel «Neue Welt» das Licht plötzlich aus. Niemand regte sich, keiner öffnete die Türe, um sich wegen der jäh unterbrochenen Lesestunde zu beschweren. Totenstille herrschte in den Zimmern, in

den Gängen. Da — ein Gepolter — ein Schrei — noch einer — dann ein Lärm, wie wenn Tische und Stühle übereinander geworfen werden. Türen schlugen zu. Was war das? Wo war das? Irgend jemand schrie nach Licht. Nach einer Weile erhellten die Gänge. Wo kam denn das Stöhnen her? Im Zimmer Nr. 34 lagen die Möbel wirr durcheinander. Auf dem Bette aber, zur Unkenntlichkeit entstellt und blutüberströmt: Hugo Meier! — Die Untersuchung hat die Schuldigen nie herausgefunden. Keiner der Anstaltsinsassen wollte wissen, was geschehen war. Tatsache blieb: Meier war nachts durch mehrere verummigte Gesellen überfallen und beinahe totgeschlagen worden. Die militärischen Akten trugen den Vermerk: «Hugo Meier, geb. 18. Mai 1894, von Neukölln, Zivilinternierter, z. Zt. Hotel „Neue Welt“, Bergdorf. Am 14. Februar 1917 überfallen und mißhandelt worden. Täterschaft unbekannt, da Untersuchung ergebnislos. Nach örtlicher Pflege durch Dr. Weiß am 19. Juni 1917 zur Spezialbehandlung in Privatklinik Dr. Keller in Burg, Kt. Bern, übergetreten. — Am 27. Sept. 1917 als Rekonvaleszent nach Waldruh, Kt. Graubünden, disloziert, Hotel „Seeschau“.

Ich hatte die Akten über den Angeschuldigten gründlich studiert. Die spärlichen Eintragungen in der Kartothek ließ ich durch Erkundigungen beim Anstalts-Chef im Hotel «Neue Welt» ergänzen. Beladen mit der Leidensgeschichte eines hoffnungsvollen jungen Mannes, der wegen seiner franco-philen Gesinnung beinahe sein Leben verlor, schnürte ich nun einsam quer über den verschneiten Hang. Nachdenklich stieg ich hinan und achtete kaum, daß ich mittlerweile die Paßhöhe erreicht hatte. Im Abstieg setzte ich mir die Gedanken zurecht über das Vorgehen, wie ich den zweifellos verschlossenen Internierten befragen wolle. Steil und rutschig war das Gelände. Ich freute mich innerlich, trotz des unsichtigen Wetters und der spärlichen Zeichen, die an den verschneiten Alphütten und Wettertannen zu erspähen waren, den richtigen Weg nicht verfehlt zu haben. Ich erging mich in Vergleichen und glaubte voraussehen zu dürfen, daß es mir heute auch beschieden sei, den richtigen Pfad zur Öffnung des Geheimnisses und zur Abklärung der Schuldfrage zu finden. Das Vorleben Meiers deutete darauf hin, daß er wohl eigensinnig, aber von durchaus geradem Charakter war. Die ersten Zweifel an der Schuld waren schon aufgestiegen, ehe ich in Waldruh eingetroffen war. Ich war gespannt, ob es mir gelingen würde, das Schweigen des Angeschuldigten zu brechen; auf welche Art und vielleicht sogar mit List? Die morgendliche mehrstündige Wanderung in der unberührten Natur, die lautlose Stille der winterlichen Landschaft, die Spannung, ob ich die heikle Aufgabe zur Zufriedenheit der Vorgesetzten und des Vaters lösen werde, welcher in letzter Stunde von dem Selbstmordgedanken Kenntnis erhalten und die Untersuchung dringlich veranlaßt hatte, dies alles schuf in mir eine Stimmung, die immer aus-

geprägter wurde, je näher ich am Ziele war. Mich deuchte, als ob ich vor mir selbst eine Prüfung ablegen müsse, ob ich fähig sei, die mir anvertraute und anbefohlene Aufgabe richtig zu lösen.

Inzwischen war ich am Ziel angelangt. Am Dorfeingang stand das erste Hotel, das als Interniertheim diente. Ich benützte die Gelegenheit zu einer Inspektion, von unten nach oben, wie es in meinem Pflichtenheft als Offizier stand. Inspektionen waren in diesem abgelegenen Dorfe selten. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß meine Ankunft wie ein Lauffeuer von Anstalt zu Anstalt ging. Nach einer kleinen Stärkung — der Appetit wollte trotz des anstrengenden Marsches wegen der offensichtlichen Erregung sich nicht recht einstellen — schlenderte ich zum Hotel «Seeschau», wo der erwähnte Zivilinternierte Meier untergebracht war. Ein flüchtiger Überblick ließ erkennen, daß die meisten Internierten zu Hause waren. So durfte ich hoffen, den Angeschuldigten unauffällig in seinem Zimmer anzutreffen. Mit Beendigung des Rundganges stand ich im vierten Stockwerk auf einmal vor dem Zimmer des Gesuchten. Noch einmal steigerte sich die innere, an Erregung grenzende Unruhe. Dann trat ich auf das «Herein!» forsch ins Zimmer. Eine unbewußt kühle Begrüßung leitete die Inspektion der Zimmerordnung ein, die sich auf die Sauberkeit des Schlafzimmers, der Waschgelegenheit, der Kleidungsstücke usw. erstreckte. Der Schrank war verschlossen und auf die Aufforderung öffnete er ihn willig. Überall peinlichste Sauberkeit! Wohlgefaltet liegt die reichliche Wäsche in den Schubladen, im Schrank hangen die Zivilkleider an Bügeln; nirgends etwas, das nicht sein Plätzchen hätte. Sogar die Liebesbriefe — welcher Internierte hätte keine solchen gehabt — sind wohlgeordnet in einer Schachtel, die beim Öffnen des Schrankes zuvorderst liegt.

«Da haben Sie wohl Ihr Teuerstes drin, Liebesbriefe, nicht wahr, Meier, sonst hätten Sie sie nicht so fein säuberlich geordnet und eingeschlossen?»

«Ach wo, Liebesbriefe, da täuschen Sie sich; das sind nur Briefe einer Freundschaft!»

So schien das Gespräch nicht in Fluß zu kommen. Nochmals streifte mein Blick suchend umher; er fand keinen Anhaltspunkt, um eine Diskussion anzubahnen. Doch, an der Türe hing seine Personalienkarte mit dem Vermerk der Liegekuren.

— Hugo Meier, geb. 18. Mai 1894, von Neukölln, am 27. Sept. 1917 von Burg, Kt. Bern, als Rekonvaleszent zugereist. Wegen schwerer Schädeloperation von häuslichen Arbeiten einstweilen disponsiert. —

Halblaut las ich die Personalien vor mich hin und mit gleichgültiger Stimme fragte ich schließlich:

«Meier, na, ein bekanntes Geschlecht bei euch Internierten. Ich kenne so viele Meier. Einmal habe ich eine Geschichte mit einem Meier gehabt, der wegen Fluchtversuchs an der österreichischen Grenze beinahe von einem Schweizersoldaten erschossen wurde. Haben Sie den Meier gekannt?»

«Nein, Herr Leutnant, ich mag mich nicht erinnern.»

«Dieser Straffall ist doch jedem Internierten unserer Region als abschreckendes Beispiel mitgeteilt worden.»

«Verzeihen S', Herr Leutnant, ich war mehrere Monate abwesend im Unterland.»

«Und dann entsinne ich mich noch einer Affäre, wo ein Internierter namens Meier von seinen Kameraden beinahe totgeprügelt wurde.»

«Herr Leutnant, der bin ich!» Mit zaghafter und unterdrückter Stimme hatte er's gesagt.

Ich täuschte den Unwissenden vor, indem ich bekannte, zur Zeit des Vorfalles bei der Kriegsgefangeneninternierung noch keinen Dienst geleistet zu haben. Hier knüpfte ich den Faden an. Das sichtliche Interesse und Mitgefühl lösten den Bann, und die anfängliche Befangenheit verwandelte sich in ein sicheres und zielbewußtes Frag- und Antwortspiel. Ich lenkte das Gespräch immer mehr auf die Lebens- und Leidensgeschichte des Angeklagten. Hugo Meier gewann immer mehr Zutrauen und erzählte von seiner Braut in Frankreich und von seiner Sehnsucht, dorthin zurückkehren zu dürfen. Immer wieder schwebte ihm die Entlassung aus der Gefangenschaft vor Augen. Wiederholt hatte er gehört, daß es andern Zivilinternierten gelungen war, sich in der Schweiz selbstständig zu machen, unter Verzicht auf die Rückkehr in ihr Heimatland. Er hatte deshalb vor langer Zeit ein Gesuch gemacht, aus der Internierung ausscheiden zu dürfen, um später nach Frankreich zurückzukehren. Die Antwort stand noch aus. Die Hoffnung verstärkte sich aber immer mehr, da ihm inzwischen einige bestimmte Beispiele bekannt geworden waren. Dann schilderte er, wie die im Hotel «Neue Welt» in Bergdorf angezettelte Verschwörung zur Tat schritt und wie er, nachdem er erst einige Monate später zur Einvernahme fähig war, hinsichtlich der Täterschaft nur Mutmaßungen hegte. Er war es selbst, der die Untersuchung niederschlagen gewünscht hatte!

Diese neuen Momente bestärkten mich in der Auffassung, daß Meier nicht der Mann sein konnte, der zur Erpressung eines Testamentes fähig war. Seine Gesinnung war viel zu ehrlich, zu edel, um sich unrecht Gut zu eigen zu machen. Aus meinen Fragen spürte der Befragte, daß ihm ein Mensch gegenüber stand, der für seine Leidensgeschichte Verständnis zu haben schien. Als er gar aus unserem Gespräch eher eine wohlwollende Beurteilung seiner franco-philen Gesinnung herausfühlte, war Meiers Zunge ganz gelöst! Immer mehr legte er die Zurückhaltung ab, und als das Thema auf eine allfällige Bekanntschaft in Burg kam, wo er in der Privatklinik Doktor Kellers monatelang in Behandlung gewesen war, sagte Meier auf einmal:

«Herr Leutnant, Sie müssen's kein Versteckenspiel mehr treiben. Ich hab schon erkannt, daß Sie alles wissen!»

Noch einmal versuchte ich, den Unwissenden zu spielen. Doch es war unnütz.

«Sehen S', Herr Leutnant, ich hab fein rausgemerkt, daß Sie Verständnis für meine Geschichte haben. Ihnen will ich alles erzählen. Meinetwegen können S' alles gleich aufschreiben; ich werd es Ihnen nachher unterzeichnen, daß ich die Wahrheit gesprochen hab'.»

Ich traute meinen Ohren kaum. War das noch derselbe Meier, wie er in den Untersuchungsakten als verschlossener Kerl dargestellt war? Oder hatte eine zufällige und geschickte, vielleicht sogar unbewußte Wendung den Angeschuldigten zum Sprechen gebracht? Zweifellos hatte die leise Zustimmung zu seiner franzosenfreundlichen Gesinnung Meiers Vertrauen erweckt. Monatlang zuvor hatte er sich nicht getraut, mit einem Manne in dieser Beziehung Gedanken auszutauschen. Nun stand er unverhofft einem Menschen gegenüber, der Verständnis für seine ganz besondere Lebenslage zu zeigen schien. Das war der Schlüssel zum Herzen Meiers.

Ich entnahm der Kartentasche den Meldeblock und legte ihn zur Durchschrift auf den kleinen Stubentisch. Nun gab der Internierte folgendes zu Protokoll:

«Herr Leutnant, Sie kennen meine Vorgeschichte ziemlich genau. Ich könnte Ihnen zwar aus meiner Gefangenschaft aus Marokko noch vieles berichten, wie ich einem Märtyrer gleich das Los meiner Lagerkameraden teilte. Das interessiert Sie nicht. Ich wähle deshalb den Zeitpunkt, mit welchem die Sache für Sie wichtiger zu werden beginnt. Im Sommer dieses Jahres trat ich zur Spezialbehandlung in die Privatklinik des bekannten Chirurgen Herrn Doktor Keller in Burg ein. Infolge schlechten Verwachens meines Schädelbruches mußte ich mich einer äußerst schmerzhaften und schweren Operation unterziehen, die, Gott sei Dank, sehr gut gelang. Nach einigen Wochen durfte ich im ausgedehnten Park meine ersten Spaziergänge machen. Die warme Julisonne drang durch den dicken Verband wohlig auf meinen Kopf. Eines Tages, wie ich unter dem Balkon des Krankenhauses durchgehe, schaukeln ein paar lose Blätter vor meinen Augen herab und fallen sachte zu Boden. Es sind Photographien. Ein leichter Windstoß hatte sie . . .

Mein lieber Herr! Würden Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, mir die Bildchen an den Faden zu binden, den ich gleich herablassen werde? — Ein bleiches Mädchen, in Wolltuch und Mantel gehüllt, bittet mich darum. Selbstverständlich komme ich Ihrem Wunsche nach, und mit einem herzlichen und wiederholten Vergelt's Gott und Dankeschön trat die blonde Rekonvaleszentin von der Ballustrade zurück. Nach wenigen Tagen führte der Zufall uns im Park zusammen. Ersy Krämer hieß die blonde Patientin, welche von einer schweren Erkrankung der langsam Genesung entgegensaß. Es entwickelte sich ein kurzes Gespräch. Sie wollte sich unter allen Umständen für den erwiesenen Freundesdienst erkennlich zeigen und ersuchte mich, ihr unbedingt einen, ja sogar unbescheidenen Wunsch auszusprechen. Auf das unnachgiebige Drängen willfahrt ich

ihr und gestand die Notwendigkeit von etwas Leibwäsche. Wie groß war mein Erstaunen, als am andern Morgen der Ausläufer eines städtischen Wäschehauses ein umfangreiches Paket auf mein Zimmer brachte. Er komme im Auftrage von Fräulein Elsy Krämer, Zimmer Nr. 21. Zum erstenmal seit meiner langen Kriegsgefangenschaft ward mir die wohltätige Hand einer Gönnerin zuteil. Obwohl ich die prächtigen Leibchen und Hemden gut gebrauchen konnte, beschämte es mich doch, daß ich wegen des kleinen Liebesdienstes so überaus reichlich belohnt wurde. Wie es sich ziemte, stattete ich der Spenderin bei unserem nächsten Zusammentreffen meinen wärmsten Dank ab. Fräulein Krämer war äußerst beglückt, daß sie mir so unbändige Freude bereitet hatte und stellte mir gleich weitere Unterstützungen in Aussicht. Anfänglich wehrte ich mich mit gewissem Erfolg dagegen. Da sie mir aber im Laufe der Bekanntschaft, welche wir in den täglichen Spaziergängen im Parke festigten, wiederholt beteuerte, es mache ihr eine besondere Freude, wenn ich mich ihrer Wohltätigkeit nicht verschließe, stellte ich meine gegenteiligen Bemühungen nach und nach ein. Elsy hatte ohne Zweifel aus meinen wahrheitsgetreuen Schilderungen den Eindruck erhalten, daß ich mich in einer gewissen Notlage befand, wogegen ich anderseits immer mehr zur Überzeugung kam, daß sie sehr vermöglich sei. In der Tat bestätigte sich meine Vermutung, da meine Wohltäterin sich gelegentlich als einzige Tochter eines Notars zu erkennen gab. Da ihre Mutter gestorben sei, habe sie aus der Erbschaft ein nettes Barvermögen und ein schuldenfreies Haus zugeteilt erhalten. Dies alles anvertraute mir Elsy Krämer, ohne daß ich sie je darum gefragt hatte. Im Laufe meines Pflegeaufenthaltes in Burg beschenkte sie mich mit Gebrauchsgegenständen aller Art. Das einmal war es Geld, worüber ich innerlich herzlich froh war, nunmehr etwas Taschengeld mein eigen nennen zu dürfen. Dann gab es Schokolade; auch Taghemden, Socken und andere Wäschestücke bereicherten meine Habseligkeiten. Aufrichtig gesprochen, ich schätzte es sehr, in fremdem Land einen Menschen kennen gelernt zu haben, der mich Deutschen wegen meiner Sympathie zu Frankreich nicht verachtete. — So flohen die Wochen unserer gemeinschaftlichen Umgänge im Park dahin und es nahte der Tag, an welchem mich der Befehl zurück ins bündnerische Hochland beorderte. An den Spalieren vor der Klinik reiften die Birnen. Wie oft hatten wir den reichen Behang bewundert und uns gesehnkt, bis die ersten dieser köstlichen Früchte, die unter unsrern Blicken herangewachsen waren, unsrern Mittagstisch zum Dessert bereichern würden. Es sollte nicht mehr sein. In der Frühe des 27. September schlenderten wir dem Bahnhof zu. Elsy hatte die Erlaubnis bekommen, mich zu begleiten. Karg fielen die Worte. In den wenigen Wochen der Bekanntschaft hatten wir uns so manches zu sagen gewußt. Jugend- und Kriegserinnerungen, Vergangenheit und Zukunftspläne

boten reichlich Stoff dazu. Nie war unser Verhältnis ein anderes gewesen als ein freundschaftliches, nie sprühte irgendwo ein Funken Liebe: Freundschaft und Kameradschaft waren es, aus denen heraus unsere gemeinsamen Plauderstündchen gepflegt wurden. Elsy wußte ja, daß ich in Frankreich eine Braut hatte, mit welcher ich auch von Burg aus in regem Briefwechsel stand. Sie wußte auch, daß ich wegen meiner antideutschen Gesinnung nie mehr nach Deutschland zurückkehren wollte. Darum herrschte kein Zweifel, daß unsere Bekanntschaft nichts anderes sein konnte als ein Sich-gegenseitiges-Verstehen. — Elsy war gedrückt. Schon lange ließ sie es spüren, daß meine Abreise sie in einer Einsamkeit zurückklasse, vor welcher sie sich fürchtete. Unser Gedankenaustausch hatte auch ihr die lange Zeit ihrer Rekonvaleszenz verkürzt. Sie schätzte dies außerordentlich, ja das war sicher der innere Grund, weshalb sie mich so freigiebig beschenkte. Nun sollte sie durch mein Weggehen ihres nahestehendsten Menschen beraubt werden. Ich fühlte ihren Schmerz. Sie hatte sich während ihres Aufenthaltes in der Privatklinik derart einseitig an mich geklammert, daß ich Elsy wegen ihres unhöflichen Verhaltens den weiblichen Patienten gegenüber oft schalt. So kam es, daß sie meinen Abschied doppelt empfinden mußte. Kummer und Herzeleid sprachen aus den verweinten Augen Elsys; stumm schritt sie neben mir her. Nichts interessierte sie, nicht einmal die Grüße der Bekannten, welche uns begegneten. An der Ecke der Marktgassee zupfte ihre zarte Hand meinen Arm. Ich folgte ihr in einen Laden, wo sie ein sorgfältig verschnürtes Paket in Empfang nahm. Es mußte Südfrüchte enthalten, welche sie telephonisch bestellt hatte. Stillschweigend bezahlte Elsy und drückte mir das Geschenk in die Hand. Stumm grüßend, verlassen wir den Laden und treten in die Bahnhofshalle ein, wo auf dem zweiten Bahnsteig der Zug schon bereitstehen mußte. Ach, Herr Leutnant, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären, Sie hätten die Abschiedstränen ebensowenig unterdrücken können. Immer wieder sahen mich Elsys Augen flehend an, als wollten sie die stumme Sprache des Mundes ersetzen: Hugo, bleiben Sie doch da! Ich konnte ihr Denken mitfühlen, denn wir hatten uns ja so gut verstanden. Mir erlaubte der Gesundheitszustand, in die Berge zurückzukehren. Elsy mußte aber weiterhin in der Klinik zurückbleiben. In den letzten Tagen hatte ihr zweifellos der nahende Abschied Kummer bereitet. Oft ertappte ich sie, wie anfangs wehrte sie sich tapfer dagegen, daß ich es nicht bemerke. Aber mit jedem Tage wich die Kraft, es zu verbergen. Nun war die Stunde der Trennung da. Wir standen vor dem Eilzug, der sich mit Reisenden füllte, und wechselten noch ein paar Worte. Sie ersticken fast in unseren Kehlen. Der Zugführer pfeift. Zitternde Hände verabschieden sich durch innigen Druck, nasse Augen sehen sich noch einmal, vielleicht zum letztenmal an... Die Abfahrt

des Zuges bricht die Abschiedsszene jäh ab. «Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!» Matt und wie verschluckt klingen die Worte. Mit großer Geschwindigkeit entfernte sich der Zug. Lange, lange, soweit man in die Bahnhofshalle zurückblicken konnte, bemerkte und erwiderte ich ihr Winken. Dann entschwand die hübsche Stadt meinen Augen.

Weit schien die Fahrt, an Flüssen, Seen und gepflegten Feldern und Gärten vorbei. Häuser gruppierten sich in Dörfer und Städte. Doch nichts vermochte meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Nur ein Gedanke beschäftigte und verfolgte mich auf der langen Reise: Wie überwindet Elsy den schmerzlichen Abschied?»

Mit innerer Wärme hatte Hugo Meier seine Begegnung erzählt. Hier machte er Halt. Ein tiefer Atemzug zeugte, daß ihm die Schilderung Erleichterung verschafft hatte. Dann fuhr er fort:

«Mit großer Spannung sah ich ihrem ersten Lebenszeichen entgegen. Am folgenden Abend brachte der postdienstuende Internierte einen Brief. Er war von Elsy; obwohl mir die Handschrift noch fremd war, erkannte ich ihn gleich am Stempel. Mit flüchtiger Hast und Erregung durchilten meine Augen die sechs Seiten. „Verehrtester Freund!“, das war die erste Anrede. Der Inhalt beruhigte mich sehr. Anfangs erzählte sie, wie gedankenlos und zerstreut sie durch die belebte Stadt gewandert sei. An der Meienrainstraße habe der Zufall sie mit einer Schulfreundin zusammengeführt. Sie hätte dann bemerkt, daß sie gar nicht auf dem richtigen Wege sei, um in die Klinik zurückzukehren, weshalb sie froh gewesen sei, dorthin begleitet zu werden. Dies Plauderstündchen habe ihr so gut getan und viel Trost gebracht. Aber dennoch habe sie zu Hause bitter geweint, weshalb sie gar nicht zum Mittagessen gegangen sei. Dann habe sie aus Büchern lesen wollen, Zeitschriften durchblättert, Handarbeiten hervorgezogen, Briefe angefangen, im Park gewandelt und sogar im Musikzimmer Klavier gespielt. Mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln habe sie versucht, sich zu zerstreuen; aber nirgends sei sie beständig geblieben. Gerade so zusammenhanglos schrieb sie ihren ersten Brief. Ich schloß es aus ihrer zittrigen Handschrift, welch seelische Kämpfe sie mit sich ausfocht. „Ihre ergebene Elsy Krämer.“... so schloß ihre Zuschrift. Ich kann Sie versichern, Herr Leutnant, Elsy tat mir leid. Erst im Laufe des überaus üppigen Briefwechsels, wobei sie der treibende Teil war, wurde mir so recht gewahr, wieviel ich ihr bedeutete. Anfänglich dankte ich mit der gleichen Liebenswürdigkeit, wie ihre Briefe abgefaßt waren. Von Zeit zu Zeit kamen Liebesgabenpakete, einige Male sogar Bargeld. Ich wußte ganz genau, daß diese Wohltätigkeit zur Beruhigung Elsys beitrug, weshalb ich ihre Güte nicht abschlagen durfte. In der Folge entspann sich aber ein Briefwechsel, der mich immer mehr und mehr beunruhigte. Ich bat sie wiederholt, sie solle sich doch schonen und kürzere Briefe senden. Das eine Mal waren es acht-,

dann wieder nur vier-, in der gleichen Woche sogar zwei sechzehnseitige Briefe, die mich erreichten! Einmal wurde ich energisch, da sie meiner wiederholten Mahnung, sich kürzer zu fassen, keine Folge geleistet hatte. Ich sandte ihr kurzerhand den Brief zurück, mit dem Vermerk, daß ich in Zukunft alle Briefe so behandeln werde, sofern sie mehr als vier Seiten umfaßten. Das schlug vorübergehend ein, und einige Wochen lang waren ihre Nachrichten wieder ertragbar. Alle Briefe hatten eines gemein: Sie versuchte mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln, mich zu bereichern! Einmal offerierte sie mir eine Erfindung zur Verwertung. Ihr Bruder war Ingenieur in einer Weltfirma in Berlin. Er hatte für die Schreibmaschine einen Mechanismus von bedeutender Tragweite erfunden und könnte die Erfindung gegenwärtig nicht verwerten, weshalb er die Pläne, Detailskizzen und das Modell der vervollkommen Schreibmaschine ins Elternhaus zur Verwahrung geschickt habe. Sie können denken, Herr Leutnant, daß ich mich nicht mit fremden Federn schmücken wollte, weshalb ich ihr Anerbieten auf das bestimmteste zurückwies. Ein andermal schwelgte sie förmlich in literarischen Ergüssen. Sie versuchte sich im Schreiben von Novellen. Nun das war schließlich harmloser; aber die angestrebte geistige Arbeit bekam ihrem Gemütszustand zweifellos nicht gut. Ich glaube kaum, daß sie zu Erfolg gekommen wäre, und teilte ihr dies sachte mit.

In der Zwischenzeit — der Briefwechsel dauerte schon ein Vierteljahr — hatten sich meine persönlichen Aussichten, von der Internierung ausscheiden zu dürfen, außerordentlich verbessert. Ein entsprechendes Schreiben stellte mir den Austritt frei, sofern ich von der schweizerischen Fremdenpolizei die Aufenthaltsbewilligung erhalte. Ich bemühte mich selbstredend sofort dafür, mit Wirkung ab 1. Januar 1918. Elsy nahm natürlich an meiner freudigen Zuversicht vollen Anteil. Ja, sie stellte mir sogar die Finanzierung eines Geschäftes in Aussicht, sofern ich dies annehmen würde. Anfangs wies ich ihr Angebot glattweg ab. Sie ließ mir aber keine Ruhe, indem sie mich in der Tat überzeugen konnte, daß sie recht vermöglich war und eine Hinterlage einiger ihrer Werttitel als Pfand das Vermögen zum kleinern Teil schwächen würde, selbst wenn das Pfand verloren wäre. Ich trat aber auf ihr Angebot wiederum nicht ein. Mit der nächsten Post übermittelte sie mir ein Verzeichnis der Mobilien und Immobilien, die ihr gehörten. Sie bat mich nochmals, ihr doch den Gefallen zu erweisen und nötigenfalls ihre Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Schließlich willigte ich ein, unter der Bedingung, daß ich ihre finanzielle Mithilfe nur dann gebrauchen werde, wenn sie sich in meinem zu eröffnenden Geschäft aktiv beteilige. Ich wollte dadurch unter allen Umständen Elsys Mitsprache- und Kontrollrecht gewahrt wissen. Ich habe dies Fräulein Krämer deutlich und unmißverständlich geschrieben. Da geschah das Unglaubliche: Wenige Tage später brachte der Postbeamte einen

versiegelten und eingeschriebenen Brief, mit hohem Wertvermerk. Absender: Elsy Krämer, Riethofstraße 43, Burg. Mit fiebrigen Händen entnahm ich dem großen gelben Umschlag drei Schriftstücke. Der Titel des einen trug groß die Überschrift: *T e s t a - m e n t*, die beiden andern waren Übersetzungen in französischer und spanischer Sprache! Ich traute den Augen kaum. Noch einmal und immer wieder mußte ich die Schriftstücke überraschend ansehen. Sie waren echt. Sie trugen die handschriftliche Unterschrift «Elsy Krämer» und waren von einem Notar amtlich beglaubigt und gesiegelt. Sie setzte mich als einzigen Erben ihres namhaften Vermögens ein! Ich war, Sie dürfen mir glauben, sprachlos. Als ich aber erst den Begleitbrief las, den ich anfänglich gar nicht beachtet hatte, war ich stumm und ergriffen. «... und wenn Sie je von meinem Testamente Gebrauch machen können, bitte, schreiben Sie mir, und ich werde mir eine Ader öffnen.

Ihre ergebene Elsy Krämer.»

Es wurde mir sofort klar, daß es höchste Zeit zum Handeln war. Es mußte mir gelingen, Elsy von dieser wahnsinnigen Tat abzuhalten. In ruhigem und sachlichen Ton, um ihre aufs äußerste überreizten Nerven schonend zu behandeln, bestätigte ich den Empfang der Sendung fast in geschäftlichem Ton. Ich bat sie, sich einige Tage zu gedulden, bis ich die Antwort zurecht gelegt hätte, die ich mir in aller Ruhe überlegen müsse.

Die Antwort wurde mir erspart. Elsys Vater scheint von der Ausfertigung des Testamentes Kenntnis erhalten und sofortige Anzeige erstattet zu haben. Ich weiß nicht, ob sie mein nachmaliger Brief noch persönlich erreicht hat oder nicht. Auf alle Fälle wurde ich einige Tage darauf von einem militärischen Beamten in barschster Art einvernommen. Richtig gesagt, er wollte mich einvernehmen, aber ich habe ihm meine Aussage verweigert und den Nichtswissenden gespielt. Ich weiß, daß ich mir damit einen groben Fehler zuschulden kommen ließ. Da mich aber der Beamte ohne weiteres der Anstiftung zum Selbstmord und der Erpressung bezichtigte, bezahlte ich ihm seine derbe Anschuldigung mit meiner Verweigerung zur Auskunft heim. Heute aber vertraue ich auf Sie, Herr Leutnant, daß Sie die Angelegenheit ohne Vorurteil untersuchen werden.»

Mit diesen Worten trat Hugo Meier an den Schrank und öffnete ihn. Er entnahm ein großes gelbes Kuvert und eine Schachtel, setzte sich wieder an den Tisch und übergab mir einen Stoß Briefe.

«Herr Leutnant, hier haben Sie alle Briefe von Elsy Krämer. Sie sprechen eine zu deutliche Sprache, als daß es verkannt würde, ob mich die Anschuldigung zu Recht trifft. Und da haben Sie die Testamente nebst den beigelegten Verzeichnissen ihres Eigentums. Bitte urteilen Sie selbst!»

Ich konnte mich von der Überraschung kaum fassen. Ich war hieher gekommen, um den Tatbestand aufzunehmen. Die ungeschminkten Ausführungen des Angeklagten ließen an ihrer Wahrhaftig-

keit keinen Zweifel. Sie gaben einstweilen die unzweideutige Antwort auf die Kernfrage: Schuldig oder unschuldig! In meiner Aktentasche verstaute ich die Briefe, die ich als wichtige Beweistücke mitnahm. Die Testamente aber gab ich nach flüchtiger Prüfung zurück, mit dem Hinweis, daß ich keine Kompetenz habe, sie in Verwahrung zu nehmen.

Mittlerweile war die Zeit derart fortgeschritten, daß an eine Rückkehr zu Fuß gleichen Tags nicht mehr zu denken war. Ich unterbrach deshalb hier mein mühevolleres aber sehr interessantes Amt eines Protokollführers und bat darum den Internierten, seine zu Papier gegebenen Aussagen nachzulesen und zu unterzeichnen. Inzwischen würde ich mich um Unterkunft umsehen. Gegen Abend klopfte ich an Meiers Türe. Nach einigen unwesentlichen protokollarischen Ergänzungen dankte er mit langem Händedruck innig und freundschaftlich für die Anhörung seiner Leidensgeschichte. Er vertraue auf mein neutrales Urteil und einen wohlwollenden Antrag. Dann verabschiedeten wir uns.

Ich hatte keine gute Nacht hinter mir. Wirre Gedanken waren in meinem Kopf umhergeschwirrt, ehe ich einschlafen konnte. Ich war deshalb froh, daß die endlos scheinende Finsternis dem Tag weichen mußte. Grau und schwer lag der Dunst über dem stillen Tal. Aus den Schornsteinen stieg der morgendliche Rauch geradeauf und löste sich in einen bräunlichen Schleier auf, der das ganze Tal überzog. Bedächtig stieg ich den Weg hinauf. Niemand störte mich daran, als ich mir den Fall nochmals zurechtlegte. Der Schritt war straff; ich durfte keinen Augenblick in der Abfassung des Berichtes zögern und mußte sofort meinen Antrag weiterleiten. Seit dem Tage, an welchem Elsy Krämer die Testamente übermittelt hatte, war beinahe eine Woche verstrichen. Noch wußte ich selbst nicht, was inzwischen mit ihr geschehen war. Meier war auch ohne Nachricht geblieben. Die ersten Untersuchungsakten sprachen sich darüber auch nicht aus.

Ich hatte mir noch gestern abend die Mühe genommen, alle Briefe Elsys an Hugo Meier in der Reihenfolge ihres Datums zu lesen. Prächtige Briefe einer Wohltäterin wechselten mit solchen, die von einer zeitweiligen Verwirrung zeugten. Sie schrieb abwechselnd deutsch oder französisch, manchmal sogar durcheinander. Am 29. Oktober schien sie besonders traurig gewesen zu sein. Wenige Zeilen nach Beginn des Briefes folgte der Satz: «... hier fiel eine Träne, verzeihen Sie die Lücke». Einmal gab sie sich der Einbildung hin, sie wolle von jetzt an wie ein Kind jauchzen und spielen und seinem Wunsch gemäß alles Traurige vergessen. Aber schon der nächste Brief deutete auf eine gefährliche Melancholie hin. Ein weiterer schloß mit den Worten: «Nicht wahr, verehrtester Freund, diesmal habe ich Ihrem Wunsche nachgelebt und nicht einmal vier Seiten geschrieben!» Kein Brief sprach von Liebe, nie wurde in sinnverwandten Worten je davon gesprochen. Auf der einen Seite der dankbare, von

seinen Kameraden verhaßte Internierte, auf der andern die gebefreudige Spenderin. Hier der Mittellose, der auf Drängen hin die offerierten Spenden und Gaben anfänglich nur zögernd annahm, dort die Gönnerin, welche in ihrer Wohltätigkeit die Grenzen des Natürlichen überschritt. Ich konnte den innern Kampf, den Elsy in sich ausfocht, zwischen den Zeilen lesen. Abgesehen von einigen sanften Mäßigungen war fortlaufend eine krankhafte Steigerung festzustellen, die dahin zielte, Hugo Meier bis aufs letzte zu beschenken. Zweifellos fand sie jeweils einen Augenblick Ruhe, wenn sie ihm ein Liebesgabenpaket oder Bargeld zugesandt hatte. In ihrem letzten Brief, den sie den Testamenten beigelegt hatte, sprach aber die Seele Elsys. Immer wieder huschte die schauderhafte Anspielung «... und ich werde mir eine Ader öffnen» in meinem Geiste umher. Der Gedanke an diese wahnsinnige Tat trieb mich vorwärts. Auf der Höhe des Passes — eine strahlende Sonne erleuchtete die jungfräuliche Winterlandschaft — gönnte ich mir keine Rast. Wie von unsichtbarer Hand gepeitscht, jagte es mich vorwärts, hinab ins Tal.

Auf meinem Bureau lag ein Expreßbrief der genannten Zentralstelle. Er enthielt, wie sich das Begleitschreiben ausdrückte, den vollständigen und untrüglichen Beweis, daß Hugo Meier das Testament erpreßt hatte. Angeheftet lag der letzte Brief des Angeschuldigten:

«Wertes Fräulein Elsy!

Ich habe soeben Ihren versiegelten Brief vom 8. November 1917 erhalten und demselben das in drei Sprachen ausgefertigte Testament entnommen. Ohne mich heute mit dieser Angelegenheit zu befassen, spreche ich Ihnen für das erwiesene Zutrauen meinen besten Dank aus. Sie dürfen versichert sein, daß ich die wichtigen Schriftstücke sorgfältig aufbewahren werde.

Ohne mehr für heute, stelle ich Ihnen für nächsten Donnerstag einen größeren Brief in Aussicht.

Ich hoffe, diese Bestätigung erreiche Sie auf dem Wege der Genesung.

In stiller Freundschaft grüßt  
sig. Hugo Meier.»

Nun mußte ich tatsächlich zugeben, daß die Abfassung des Briefes im ersten Moment als das klarste Beweisstück für die Schuld Meiers gelten konnte. Nach dessen glaubwürdiger Darstellung war der Brief aber absichtlich so geschäftlich wie möglich gehalten, um keine weitere Veranlassung zur Beunruhigung Elsys zu geben. Der übrige Inhalt des Begleitschreibens schuf mir eine große Erleichterung. Elsy war im Elternhaus bei ihrem Vater! In erster Linie war sie dadurch dem etwas schwermüdig stimmenden Milieu eines Krankenhauses entrückt. Und dann verdankte man es gerade diesem Umstande, daß ihr Vorhaben rechtzeitig vereitelt werden konnte.

Wie die weitere Untersuchung zutage förderte,

hatte Elsy vielfach die Gepflogenheit, einen Brief anzufangen, und wenn er ihr nicht recht geraten schien, auf die Seite zu legen, um einen neuen zu beginnen. So kam es vor, daß sie ihre handgeschriebenen Briefe inhaltlich sogar in dreifacher Ausfertigung niederschrieb. Ein Exemplar, das ansprechendste, trug sie zur Post, ein weiteres in der Regel auf sich, und das dritte bewahrte sie allenfalls in ihrem Pulte auf. Das führte zur Entdeckung ihres Planes. Ihr Vater hatte auf diese Art von der Ausfertigung des Testamento Kenntnis erhalten, worauf er den Internierungsorganen sofortige Strafanzeige machte. Er überwachte in der Folge auch den übrigen Briefwechsel, wodurch er in den Besitz des oben wiedergegebenen vermeintlichen Beweisstückes kam.

Stundenlang saß ich vor meiner Schreibmaschine. Es galt, gemäß den vorliegenden Akten einen Antrag zu stellen. Trotz des fraglichen Schriftstückes war es nicht schwer, zum Schlusse zu kommen. Wohlgeordnet, mit Rotschrift bis auf 17 numeriert, lagen nebenan die Briefe Elsys an Hugo. Ohne graphologische Kenntnisse zu besitzen, verriet die Schrift rein äußerlich, daß sich bei der Schreiberin eine große Wandlung vollzogen hatte. Ich kannte Fräulein Krämer nicht persönlich. Aus ihren Zeilen durfte ich aber die Behauptung wagen, daß sie mit unheimlicher Geschwindigkeit einem Gemütszustand zugeeilt war, welcher die Grenzen des Natürlichen überschritten hat. Ihre Krankheit, der Verlust ihres einzigen Freundes, den sie als Rekonvaleszentin kennen gelernt hatte, die Vereinsamung, das Fehlen des Willens, sich mit andern Patienten zu finden, all dies war zu schwer, als daß sie es ertragen konnte. Darum schloß ich meinen Bericht, der eher einem psychiatrischen Gutachten glich, mit dem Antrag, den Angeschuldigten von einer Strafe freizusprechen. Ich wagte sogar, meine Kompetenz zu überschreiten und empfahl, Fräulein Krämer zur Beobachtung in eine Nervenheilanstalt zu verbringen.

Die Akten wurden von der Zentralstelle noch ergänzt durch die Briefe Meiers, die zum Dossier gefügt wurden. Sie bestärkten und bestätigten die Auffassung des Antragstellers vollends. Anfänglich schien der Fall sehr schwerer Natur zu sein. Die Anklage hatte eine Verurteilung durch das Kriegsgericht verlangt. Es kam aber anders. Vater Krämer war inzwischen zur Überzeugung gekommen, daß der Gesundheitszustand seiner Tochter eine gerichtliche Verfolgung Meiers nicht ertragen hätte. Außerdem war die Voraussetzung der Anklage in sich zusammengefallen. Er bat deshalb die Internierungsorgane, der Angelegenheit keine weitere Aufmerksamkeit mehr zu schenken. — Am folgenden Morgen finden wir Elsy in einer bekannten Nervenheilanstalt in ärztlicher Behandlung. Ihr Zustand ist ernst, glücklicherweise aber nicht unheilbar.

Die Strafuntersuchung fand formell doch noch ihren Abschluß in einer disziplinarischen Beurteilung des Falles. Hugo Meier wurde jedoch von jeder Schuld und Strafe freigesprochen.